

## Warum die Kinder- und Jugendhilfe mit Systemherausforderern systembedingt an ihre Grenzen gelangt – eine Systemkritik

„Die Frau lächelte. Sie hatte sofort verstanden. Es war vielleicht auch nicht schwer. Wir sahen uns eine Sekunde an. Sie war, glaubte ich, das Einzige in dem Zimmer, was mich nicht tötete. Alles andere tötete mich, vor allem die kahlen Wände. Ich kann es mir nicht erklären, dass ich plötzlich wie ein Blöder anfang zu schwafeln: Aber schon richtig. Ich sage immer, wenn schon Bilder, dann selber gemalte – und die hängt man sich feinerweise natürlich nicht an die eigenen Wände. Mal ´ne Frage: Haben Sie Kinder? Tipp von mir: Kinder können malen, dass man kaputtgeht. Das kann man sich jederzeit an die Wand hängen, ohne rot zu werden...“<sup>1</sup>

Wenn junge Menschen alles dafür tun, Grenzen bei sich und anderen zu überschreiten und zu außergewöhnlichen Mitteln greifen, um von der Erwachsenenwelt wahrgenommen zu werden, besteht die Gefahr einer hochgradigen Individualisierung. Um dieser zu entkommen, sollen sich Kinder und Jugendliche ändern, während das System statisch an seiner Eigenlogik hängen bleibt. In der Jugendhilfe kursiert schon seit langem der Ausdruck *Systemsprenger*, der im Grunde eine schwierige und hochriskante Lebenslage von jungen Menschen kennzeichnen soll. Bei genauerem Hinsehen ist dieser Begriff aber problematisch, weil er Kinder und Jugendliche stigmatisiert, anstatt den Blick auf ihre Lebenssituation zu öffnen und nach sozialpädagogischen Handlungsspielräumen zu suchen, die auch andere Fachrichtungen mit einbezieht. Mit *Systemsprenger* wird assoziiert, dass die so bezeichneten jungen Menschen ein pädagogisches Setting (z.B. Wohngruppe) oder gar das Erziehungssystem einer Einrichtung sprengen und darüber hinaus das Leistungs- und Handlungsspektrum der Jugendämter auseinandernehmen würden. Dadurch entsteht eine Dramatik, die aus dem Kind einen Fall macht, der hochexplosiv scheint und wie Sprengstoff „entschärft“ werden muss. Diese Herangehensweise wird dem oft verzweifelten Zustand des Kindes keineswegs gerecht und verhindert eher den pädagogischen Zugang. Dieser „Einzelfall“ kann ein Hilfesystem keineswegs sprengen, aber irritieren und dessen Handlungsstrategien in Frage stellen. Mit der Infragestellung der Hilfesysteme in den Jugendämtern, Erziehungshilfeeinrichtungen, Kinder- und Jugendpsychiatrie-Gruppen oder Schulklassen wird diesen aus systemtheoretischer Sicht eine Chance zugespielt, ihre Routinen und Arbeitsabläufe von Zeit zu Zeit zu reflektieren und entsprechend weiterzuentwickeln. Ohne Weiterentwicklung ist jedes System irgendwann festgefahren und kann auf neue Herausforderungen nicht mehr adäquat reagieren. Unter diesen Umständen kann es zum Scheitern verurteilt sein. Wenn also in institutionellen Systemen von Systemsprengern geredet wird, so wird vielleicht indirekt die Anfälligkeit einer Binnenorganisation thematisiert, weil die Systemsprengerin in der Mädchengruppe nur die Spitze des Eisbergs darstellt und damit einen längst fälligen Konzeptworkshop auslöst.

Mein Ansatzpunkt heute ist nicht der so genannte Systemsprenger, sondern das System selbst. Bei den meisten Tagungen und Symposien zum Thema *Systemsprenger* oder *Schwierige Jugendliche* werden die vermeintlich Schwierigen unter die Lupe genommen und Interventionsstrategien der Fachleute diskutiert. Eine Strategie ist die Entwicklung von Kooperationsformen zwischen den Systemen. Eigentlich ist mit Kooperation ja was Gutes

<sup>1</sup> Ulrich Plenzdorf, Die neuen Leiden des jungen W., Suhrkamp 1981, Seite 108; Vgl. auch Die Leiden des jungen Werther (1774) von J.W. von Goethe. Ein Briefroman, der tragisch endete.

gemeint, aber das Aushandeln von Kooperationsformen stellt immer auch eine Anfrage an die beteiligten Systeme dar, die von der jeweils anderen Seite dann in gewisser Weise aufgeschaukelt werden. Die beteiligten Systeme (Jugendhilfe, Schule oder Kinder- und Jugendpsychiatrie) hinterfragen sich dabei zwar selbst und auch gegenseitig, aber eine Systemkritik findet nach meiner Wahrnehmung kaum statt. Deswegen geht es hier zunächst um die Frage, was wir eigentlich unter *System* verstehen und welche Funktion ein System haben kann bzw. was es bedeutet, wenn wir von Systemen reden. Wie offen bzw. wie geschlossen können Systeme sein? Handelt es sich bei Hilfesystemen wirklich um integrative oder inklusive Institutionen mit Erziehungs- und Bildungsaufträgen oder tragen diese ungewollt und paradoxerweise zur Entkoppelung von Kindern und Jugendlichen aus ihren Lebenswelten bei? Lauert hinter diesem Auftrag nicht auch die Gefahr der Stigmatisierung wie sie Erving Goffmann beschrieben hat und die zur Desintegration, eben zur Entkoppelung von Kindern und Jugendlichen, führt? Dazu schreibt Rene Seiser: „Der in der Fachwelt oft verwendete Begriff *Systemsprenger* gilt vielen Fachkräften als zu stereotypisierend und vernachlässigende Umweltfaktoren. In der Fachdiskussion müsse der kritische Blick neben familiären Faktoren auch auf institutionelle und gesellschaftliche Ursachen gerichtet werden, wie Exklusionsmechanismen in Betreuungssystemen oder auf Symptome gesellschaftspolitischer Fehlentwicklungen, wie die fortschreitende und immaterielle Armut in Familien mit niedrigen sozio-ökonomischen Status.“<sup>2</sup> Es ist nicht einfach, einen gerechten Begriff für diese junge Menschen zu finden bzw. brauchen wir überhaupt einen Begriff dafür? Ich habe mir manchmal mit dem Ausdruck *Systemherausforderer* geholfen. Damit bin ich nicht wirklich zufrieden. Oder sollen wir *Drop outs* (Das Herausgeworfen-werden-aus...), *Grenzgänger*, *Unerziehbare* oder *die Verhaltensoriginellen* dazu sagen? Froncek, Wigger und Schrapper betonen „die Einsicht, dass kein Begriff es vermag, der Komplexität und den Ambivalenzen rund um das Phänomen gerecht zu werden zu können.“<sup>3</sup>

### Zum Begriff des Systems

„Ein System kann nur sehen, was es sehen kann. Es kann nicht sehen, was es nicht sehen kann. Es kann auch nicht sehen, dass es nicht sehen kann, was es nicht sehen kann.“<sup>4</sup>

Bei der Erläuterung des System-Begriffes beziehe ich mich im Wesentlichen auf Niklas Luhmann (1927-1998) als einen der bekanntesten Baumeister der Systemtheorie. Luhmann hat deutlich gemacht, dass ein System sich immer wieder aus sich selbst heraus herstellen und reproduzieren muss, weil es über Grenzen nach außen und innen verfügt, die es in gewisser Weise gegen äußere Einflüsse immunisieren muss. Gleich, ob es sich um ein Ökosystem, ein Rechtssystem oder ein soziales System handelt. Dieser Vorgang heißt in der Fachsprache *Autopoiesis* und beschreibt die Funktionsweise von Systemen. *Autopoiesis* bedeutet, ein System erneuert sich immer wieder aus sich heraus selbst, es erhält sich damit selbst am Leben. Illustrieren ließe sich dieser Prozess am Beispiel des Klimawandels, denn ein Aspekt dieses komplexen Vorgangs ist auch das Problem, dass lebenserhaltende Ökosysteme sich nicht mehr aus eigener Kraft selbst reproduzieren können.

Luhmanns Theorie geht zurück auf mikrobiologische und kybernetische Systeme wie sie in der Natur vorkommen und wie sie die Reproduktion der Natur aus sich heraus bedingen.

<sup>2</sup> Rene Seiser in: Sozialpsychiatrische Informationen, 49. Jahrgang 3/2019

<sup>3</sup> Vgl. B. Froncek, J. Wigger und Chr. Schrapper: Wenn es herausfordernd wird – Jugendämter und ihre Kooperationspartner zu Verständnis und Umgang mit „Systemsprengern“, Heft 2/2022, Jugendamt

<sup>4</sup> Niklas Luhmann, Ökologische Kommunikation, Opladen 1988, Seite 52

Es geht bei ihm immer um die Differenz von System und Umwelt (oder System und Lebenswelt) und um die Frage, wie eine Einheit, ein System auf das andere System reagiert: Also wie reagiert das Rechtssystem auf das Wirtschaftssystem oder wie reagiert das soziale System auf das politische System? Welche Grenzen werden gebildet und wie filtern Grenzen die Informationen aus der Umwelt, die als Informationen im System erlebt und verarbeitet werden? Damit hängt die Frage zusammen, welche Resonanz Systeme erzeugen und was sie dafür tun (müssen), dass sie sich von der Umwelt, von anderen Systemen unterscheiden: „Wir vereinfachen uns die Darstellung dadurch, dass wir das Verhältnis von System und Umwelt mit dem Begriff der *Resonanz* beschreiben. Dabei wird vorausgesetzt, dass die moderne Gesellschaft ein System von so hoher Komplexität ist, dass es nicht möglich ist, sie wie eine Art Fabrik als eine Umformung von Inputs in Outputs zu beschreiben. Der Zusammenhang von System und Umwelt wird vielmehr dadurch hergestellt, dass das System eine Selbstreproduktion durch intern zirkuläre Strukturen gegen die Umwelt abschließt und nur ausnahmsweise [...] in Schwingung versetzt werden kann. Eben diesen Fall bezeichnen wir als Resonanz.“<sup>5</sup> Hier setzt auch Hartmut Rosa mit seinem Resonanz-Begriff an. Als Beispiel nennt er unsere Stimmgabel-Funktion, die ohne Resonanzboden nicht zum Klingen gebracht werden kann: „In resonanztheoretischer Bildlichkeit gesprochen, hängt die Differenz zwischen pathischer und intentionalistischer Weltbeziehung davon ab, ob das Subjekt sich prädominant als erste oder zweite Stimmgabel erfährt: Bringt man zwei Stimmgabeln in physische Nähe zueinander und schlägt eine davon an, so ertönt die andere als Resonanzeffekt mit.“<sup>6</sup>

Ein weiteres Systemmerkmal ist die Unterscheidung von anderen Systemen. Diese Unterscheidung verleiht dem System eine Identität und einen Rückbezug auf sich selbst - Selbstreflexivität. Laut Luhmann spricht man „[...] in der biologischen Theorie lebender Systeme auch von *Kopplung*, um zu bezeichnen, dass es nirgends vollständige Punkt-für-Punkt-Übereinstimmungen zwischen Systemen und Umwelt gibt, sondern dass ein System sich durch seine Grenzen immer auch gegen Umwelteinflüsse abschirmt und nur sehr selektive Zusammenhänge herstellt. Wäre diese Selektivität der Resonanz oder Kopplung nicht gegeben, würde das System sich nicht von seiner Umwelt unterscheiden, es würde nicht als System existieren.“<sup>7</sup> D.h. um zu existieren, muss ein System sich unterscheiden. Und um sich zu unterscheiden, muss es Grenzen markieren. Insofern sind Systeme durch *funktionale Differenzierung* gekennzeichnet und erfüllen damit eine Funktion für das Gesamtsystem. Sie sind also auch innerhalb des Sub- oder Teilsystems funktional differenziert und spezialisiert. So gibt es z.B. in der öffentlichen Verwaltung oder in Erziehungshilfe-Einrichtungen hierarchische, binnenorganisatorische Abstufungen und spezialisierte Abteilungen, zugespitzt formuliert: eine Art Taylorismus in der Verwaltung. Jugendämter verfügen bspw. über einen ASD, eine Wirtschaftliche Jugendhilfe, einen Pflegekinderdienst, Beistand- und Vormundschaften. Dazu kommen Spezialdienste wie die IT, die betriebliche Gesundheitsvorsorge oder der Hausmeisterservice. Diese ausdifferenzierten Abteilungen, Referate und Ämter erfüllen innerhalb eines Systems immer eine bestimmte Funktion. Deshalb ist bspw. die Einführung eines Beschwerdemanagements auch ein systembedingtes Anliegen. Weil es innerhalb von Systemen solche verschiedene Funktionsmechanismen gibt, die in unterschiedlicher Weise ineinandergreifen und von außen oft schwer

<sup>5</sup> Ebenda Seite 40

<sup>6</sup> Hartmut Rosa, *Resonanz*, Berlin 2016, Seite 211

<sup>7</sup> Niklas Luhmann, *Ökologische Kommunikation*, Opladen 1988, Seite 41

nachvollziehbar sind, reden wir auch von Komplexität. Eine Frage, die sich zum Luhmann'schen Systembegriff stellt, ist, ob ein System selbst auch dazu da ist, Komplexität zu reduzieren oder ob es eher das Gegenteil bewirkt, nämlich immer komplexer zu werden im Laufe der Zeit.

Wie bereits skizziert, kennzeichnet die *Grenze* ein weiteres Systemmerkmal. Will ein System sich behaupten oder bloß überleben, muss es Grenzen ziehen, definieren und setzen. Die Grenze charakterisiert also das System. Warum? Selbstreferenz oder Selbstreproduktion und Abgrenzung gegenüber anderen Systemen oder der genannten Umwelt, kann dann nur über Grenzziehungen erfolgen, wenn wir davon ausgehen, dass selbstreferentielle Systeme operationell geschlossene Systeme darstellen. Es ist von Relevanz, wer Teil des Systems ist oder bleibt und wer nicht. Damit sich ein System überhaupt selbst beobachten kann, muss es Grenzen ziehen und braucht eine Systemgrenze.

Bei der Erziehung von Kindern und Jugendlichen etwa sind Grenzsetzungen maßgebend. Sei es in der privaten oder öffentlichen Erziehung. Gerade bei den sog. Systemsprengern wird oft von Grenzüberschreitungen in deren verschiedenen Lebensbereichen (Elternhaus, Schule, öffentliche Raum etc.) gesprochen. Sie werden dabei als Grenzgänger bezeichnet. Ein charakteristisches Merkmal bei den so genannten schwierigen Jugendlichen ist, dass sie oft aus entgrenzten Alltags- und Lebenszusammenhängen kommen und deshalb immer gesagt wird, sie bräuchten klare Grenzen und Eindeutigkeit innerhalb eines klar strukturierten systemischen Rahmens. Wenn Kinder oder Jugendliche als *Grenzbearbeiter* in hohem Maße Grenzen überschreiten, tragen sie gleichzeitig zur Entgrenzung der Systeme bei und bringen diese zwangsläufig miteinander in Kontakt. Denn Grenzerfahrungen sind in erster Linie existenzielle Erfahrungen. In diesem Sinne geht es immer um das Äußerste, ein Gewährwerden oder auch um Überspringen einer Grenze, es ist ein letztes In-Frage-stellen. Bei Grenzerfahrungen in existenzieller Hinsicht wird uns die Chance zugespielt, zu begreifen, dass unser Da-Sein einer Endlichkeit unterliegt. Beim Begreifen der Tatsache, dass unsere Existenz Grenzen hat, sind wir bei der Reflexion unseres Da-Seins angekommen. Grenzerfahrungen bringen uns zum Nachdenken, weil wir an die Ränder unserer Existenz - und grundsätzlich gesprochen - an die Grenzen unserer Möglichkeiten gestoßen sind.

### **Entkoppelung und Individualisierung**

Beim Begriff *Entkoppelung* orientiere ich mich an der Systemkritik des Soziologen Oskar Negt. Wenn bestimmte Bevölkerungsschichten oder soziale Milieus vom Arbeitsmarkt entfernt oder ferngehalten werden, damit das Prinzip effizienter Produktion und die mit einhergehende Profitlogik sich durchsetzen können, wird dieser Prozess bei Oskar Negt als Teil als einer neoliberalen Wirtschaftsstrategie gedeutet. Er erkennt dies als Doppelstrategie (Entkoppelung und Individualisierung), die dazu führt, dass Menschen, die über Jahre hinweg in der zweiten oder dritten Klasse fahren, zum einen als Integrationsmittel, zum anderen als zusätzliche Haftmasse bestehender Herrschaftsverhältnisse fungieren – und dadurch zu den Dauerkarteneinhabern der Sozialen Arbeit werden. Dieser Mechanismus ist - auch wenn er nicht mehr so prominent thematisiert wird wie noch vor 30 Jahren – auch in anderen Teilsystemen unserer Gesellschaft wiederzufinden. Selbstverständlich spiele ich jetzt auf die Kinder- und Jugendhilfe an, die sich ja als integrativ und inklusiv versteht. Integration und Inklusion prägen in hohem Maße das Selbstbild vieler Sozialarbeiterinnen und

Sozialpädagogen aus verschiedensten Handlungsfeldern. Meine Hypothese geht davon aus, dass das System der Sozialen Arbeit zwar einem gesetzlich verankerten inklusiven Auftrag folgen möchte, aber systemtheoretisch betrachtet, genau das Gegenteil bewirkt, wenn junge Menschen nicht mehr „gehalten“ werden können oder nicht „zu uns passen“. Dies mit der Begründung, dass sie das Jugendhilfe-, Schul- oder Psychiatrie-System sprengen würden. Das tun sie de facto nicht, aber sie fordern es ziemlich heraus – eigentlich möchten sie irgendwo dazugehören und Teil eines sozialen Systems, einer Gruppe oder einer Familie sein. Systemtheoretisch betrachtet machen junge Menschen dann ähnliche Erfahrungen wie Langzeitarbeitslose oder Wohnungslose. So wie diese vom Arbeits- oder Wohnungsmarkt entkoppelt und aussortiert werden - und das auch jeden Tag so empfinden -, so werden junge Menschen schon früh aus den für ihre Entwicklung und Individualisierung notwendigen gesellschaftlichen Teilsystemen abgekoppelt und hochgradig individualisiert. Und das bedeutet: Du bist selbst schuld, dass Du nicht in unserer Familie, in unserer Klasse und in unserer Wohngruppe bleiben darfst. So ist es auch zu erklären, „dass sie eine höchst mobile Zielgruppe sind. Sie ändern ihren Aufenthaltsort ständig und suchen beim Weglaufen vor allem die Anonymität der Großstädte.“<sup>8</sup> An dieser Stelle treffen wir auf die neoliberale Logik, nach der jeder und jede seine Glückes Schmid ist und jeder etwas aus sich machen bzw. sozio-ökonomischen Erfolg haben kann. „Der politischen Abkoppelung größerer, aber in der Minderheit bleibender Bevölkerungsmassen, die vom konservativ-marktwirtschaftlichen Lager als bewusste Strategie der angstbesetzten Herrschaftsstabilisierung betrieben wird, entspricht nämlich eine ganz andere Tendenz der gesellschaftlichen Entwicklung: ein epochaler Prozess der *Entkopplung von System und Lebenswelt*, wie ihn Jürgen Habermas begriffen hat. Gemeint sind damit Gesteinsverschiebungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen, durch die Kommunikation *lebensbedeutsamer Fragen*, von denen die Menschen in ihrem Alltag betroffen sind und die [...] zunehmend aus den arbeitsteilig ausdifferenzierten Systemen der technischen Rationalität, der bürokratischen Verwaltung und der politischen Herausforderung ausgegliedert, in Randzonen abgedrängt und zu Kolonisierungsterritorien ghettoisiert werden.“<sup>9</sup> In diesem Zusammenhang spricht Negt auch von Verschrottung lebendiger Arbeitskraft; Jürgen Habermas hat diese Dynamik der technischen Rationalität mit dem Ausdruck des instrumentellen Handelns gefasst. Das Resultat sind Segregationsmechanismen, die in gewisser Weise auch in der Jugendhilfe greifen und zur Trennung des Systems von der Lebenswelt des jungen Menschen führen. Durch diesen Schnitt entsteht das existenzielle Gefühl des Abgekoppelt-Seins, das nicht zuletzt hinter den ausstiegssicheren Fenstern freiheitsentziehender Maßnahmen seinen Ausdruck findet und sozialpädagogisch und psychiatrisch bearbeitet wird. Das reale Empfinden der Entkoppelung wirft existenzielle Fragen nach der Lebensbedeutsamkeit bei jungen Menschen auf, weil die wechselseitige Abhängigkeit von System und Lebenswelt durchbrochen wird. Deswegen fällt es ihnen in ihrer Existenz bedrohenden Situation verständlicherweise schwer, sich auf Hilfeleistungen einzulassen und diese mitzutragen. Sie spüren sofort, ob und wie sie an der Hilfeplanung beteiligt sind. Es findet nun eine Konfrontation mit den o.g. arbeitsteilig ausdifferenzierten Systemen statt. Es werden verschiedene Handlungsfelder - von der sozialen Gruppenarbeit über die intensivpädagogischen Einzelmaßnahmen bis hin zu den in der Jugendhilfe nach wie vor umstrittenen freiheitsentziehenden Maßnahmen - durchlaufen, die von nicht wenigen sog.

<sup>8</sup> André Neupert in: unsere jugend, 73. Jahrgang, 2021

<sup>9</sup> Oskar Negt, Lebendige Arbeit, enteignete Zeit, Frankfurt/M 1987, Seite 91



Systemspengern oft als Inseln des Scheiterns erlebt werden. Die Abkoppelung ihrer Lebenswelten von den Hilfesystemen und deren Eigenlogiken bestärkt mit jeder gescheiterten Maßnahme ihren *Marginalisierungsstatus*.<sup>10</sup>

### **Inklusion statt Entkoppelung?**

Diese Dynamik ist natürlich im Vorfeld in die Diskussion zur Neufassung des SGB VIII (KJSG) eingeflossen. Eine Stärkung im Stärkungsgesetz wäre etwa auch die Verankerung eines jugendgerechten Housing-First-Ansatzes gewesen, der die Dringlichkeit einer stabilen Wohnform als Rückzugsraum erkennt. Eine viel größere und epochale Initiative aber wäre die Synchronisierung des KJSG mit dem Schulgesetz in Baden-Württemberg gewesen. Kooperation zwischen Jugendhilfe und Schule funktioniert nur, wenn sich auch das Schulsystem öffnet und vom Jugendhilfesystem lernt. Nicht nur Schülerinnen und Schüler sollen in der Schule lernen, sondern auch das System, in dem sie „lernen“ sollen, selbst. Inklusion in der Schule kann nur funktionieren, wenn es gesetzlich klar definierte Plattformen zwischen Schule und Jugendhilfe gibt. Nur so haben Inklusionsgedanken wirklich eine Chance. Die Gretchenfrage aus Sicht des Kindes lautet: Bin ich nur dabei oder gehöre ich dazu? An dieser Frage entlang müsste das Spektrum zwischen Integration und Inklusion definiert werden.

Gerade in Zeiten von Corona ist mit Blick auf die Inklusions- bzw. Exklusionsmechanismen offensichtlich geworden, dass das Schulsystem und das Jugendhilfesystem (als orthopädische Abteilung des Schulsystems) wie siamesische Zwillinge miteinander vernäht sind und sich dieses eigentümliche Verhältnis bis zur Kenntlichkeit entstellt hat. Allerdings musste sich Jugendhilfe an den Corona-Verordnungen der Schule bzw. des Kultusministeriums Baden-Württemberg orientieren, nicht umgekehrt. Es hat sich gezeigt, dass nach wie vor eine systembedingte Asymmetrie zwischen Schule und Jugendhilfe besteht, die nur mit einem inklusiven Schul- und Jugendhilfesystem ausgeglichen werden kann. Im Grunde bräuchte es ein SGB VIII für das Schulsystem! Schule funktioniert in Wirklichkeit nur mit systematischer Entwicklungshilfe der Jugendhilfe. Ich verbinde deshalb den Aspekt der Zugehörigkeit mit dem Begriff der Inklusion, die ich weiter fasse als sie im allgemeinen Verständnis verstanden wird: Sie gilt in allen Lebensbereichen aller Kinder und Jugendlichen, nicht nur für diejenigen, die als *behindert* gelten. Prämisse dafür könnte sein: Heterogenität statt Homogenität. Heterogenität bedeutet eine Pädagogik der Vielfalt, etwa durch inklusive Konzepte an allen Schulen. Homogenität heißt, dass Kinder mit Handicaps zu den „Gleichen“ müssen und nach Behinderungsarten kategorisiert werden, damit sie leichter betreut werden können. Demnach können Kinder mit Behinderungen den Nicht-Behinderten nicht zugemutet werden. Diese homodoxe Haltung stabilisiert die Regelsysteme und geht zurück bis in die wilhelminischen Schulverordnungen. Inklusion bedeutet im Prinzip, Regelsysteme aufzulösen anstatt neue Abgrenzungsmechanismen durch unübersichtliche neue gesetzliche Rahmenbedingungen (SGB VIII, SGB IX, Schulgesetz) zu etablieren.

Was ich mit Zugehörigkeit meine, ist ein ethnisch-kulturell bedingtes Bedürfnis nach Beständigkeit und Selbstbestimmung. Und diese ist nicht zu haben ohne Zugehörigkeit zu einer Familie, einer Peer-Gruppe, einem Klassenverband oder zu einem Verein mit (un-)bestimmten Interessen und Orientierungen. Zugehörig sein ohne sich dabei selbst verraten

<sup>10</sup> Oskar Negt, *Lebendige Arbeit, enteignete Zeit*, Frankfurt/M 1987, Seite 93

zu müssen, kann auch ein Ausdruck von Autonomie sein, der ein zentraler Aspekt von Lebensqualität ist. Es geht um eine haltende Mitte, um ethische Autonomie: „Ethische Autonomie meint Selbstbestimmung in materiellen, kulturellen und instrumentellen Belangen, das heißt im Hinblick auf Beruf, Partnerschaft und Familie ebenso wie in Fragen des Wohnorts, des Glaubens oder der politischen Orientierung; in Fragen der Bildung ebenso wie in Fragen der Kleidung oder des ästhetischen Geschmacks.“<sup>11</sup> Was hier wie eine konkrete Utopie klingt, setzt eine Lebenswelt voraus, die sich durch eine gewisse Lokalität, Stabilität und Verbundenheit auszeichnet und die angesichts der angesprochenen Asymmetrie der Systeme erst hergestellt werden muss, damit Inklusionsbeziehungen möglich werden.

Oktober 2022

---

<sup>11</sup> Hartmut Rosa, Resonanz, Berlin 2016, Seite 40